

Die frühe Entwicklung einer hochmittelalterlichen Gründungsstadt: Mythos und Erkenntnis in Göttingen

Sven Schütte

Wie nähert man sich der Frage nach der Genese einer Stadt? Eigentlich eine Frage, die akademisch leicht zu beantworten ist: Man betrachtet die Schnftquellen und komplementär dazu die Quellen der Archäologie und Bauforschung und versucht, daraus ein gemeinsames Bild zu destillieren. Doch so einfach ist das nicht, betrachtet man das Beispiel Göttingens. Dort existierte seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine systematische Stadtarchäologie, ein Archiv mit guter Quellenlage, seit den achtziger Jahren ein Kellerkataster und eine reguläre Bauforschung. Gute Voraussetzungen, um der Frage deutlich näher zu kommen. Die Fachwerkstadt hatte den zweiten Weltkrieg fast unbeschädigt überstanden, doch wurde schon im Vorfeld des Städtebauförderungsgesetzes (1971) seit 1968 begonnen, ganze mittelalterliche Stadtteile vollständig dem Erdboden gleichzumachen und neu zu bebauen. Die betraf zunächst die sogenannte »Neustadt« im Westen der Kernstadt und ab 1977 das Johannisviertel und seine Umgebung. Letzteres wurde schon nicht mehr »flächensaniert«, das heißt tiefgreifend und flächig zerstört, sondern »objektsaniert«, die Bauten »entkernt« und Neubauten in den Fachwerkgerüsten emchtet.

Außer vereinzelt archäologischen Zufallsbeobachtungen in der ersten Hälfte der siebziger Jahre kam es auf studentische Initiative erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zu vermehrten Fundbeobachtungen und -bergungen. Erst mit dem Inkrafttreten des Niedersächsischen Denkmalschutzgesetzes 1979 erhielt Göttingen eine reguläre Stadtarchäologenstelle, zunächst als Abteilung des Städtischen Museums, später als eigene Dienststelle des Kulturdezernates. Sie wurde, sofort nach dem Weggang des ersten Amtsinhabers 1991, 1992 der Bauverwaltung, sozusagen den strukturellen Gegnern der Archäologie, untergeordnet, ein bis heute dauernder Zustand.

Schon 1990 erschien der offizielle Abschlußbericht der Sanierung,¹ der nicht nur ganze Stadtviertel, sondern auch die Kemssubstanz der meisten historischen Gebäude zum Opfer gefallen war. Bis auf wenige Ausnahmen ist heute die Bausubstanz des Mittelalters nur noch in fragmentierten Ruinen und Skeletten erhalten und auch die archäologischen Ressourcen sind heute stark dezimiert.

Mithin bot die Zerstörung die Chance erstmals überhaupt in Göttingen mittelalterliche Profanbauten des Mittelalters nachzuweisen und dendrochronologisch zu datieren, das Kellerkataster anzulegen und extensiv zu graben. Die ungeheure Fülle der Funde und Befunde und die oft abenteuerlichen Arbeitsbedingungen ermöglichten erst im Lauf der Zeit, Fragestellungen und Dokumentationsmethoden zu formulieren und zu erarbeiten, wie sie dann von anderen Städten übernommen wurden.² Die neunziger Jahre bildeten eine Phase relativer Ruhe im inneren Stadtkern, erst im Jahr 2003 begann die Stadt Göttingen wieder, größere Areale (Kurze/Lange Geismarstraße) neu zu bebauen.

Bis in die achtziger Jahre flossen die Archäologie und Bauforschung nur punktuell in das von Schriftquellen dominierte Bild der mittelalterlichen Stadt ein. Eine wenig aufgeschlossene Lokalforschung und eine damals geradezu starsinnige Archivleitung konnten sich mit neuen Erkenntnissen schwer anfreunden. Bis heute zeigen sich die ganz erheblichen Schwierigkeiten von Historikern und Archäologen/Bauforschern zu einer gemeinsamen Sprache zu finden und ein Bild zu entwerfen, in das sämtliche Quellenkategorien gleichgewichtet einfließen. Ganz selbstverständlich wird von den Historikern das Primat der Schnftquelle vorausgesetzt und die Abwesenheit letzterer mit der

1 Niedersächsisches Sozialministerium (Hrsg.): Städtebauliche Erneuerung in Niedersachsen: Göttingen – Sanierungsgebiete »Johanniskirchviertel« und »Neustadt«. Abschlußbericht 1990.

2 So zum Beispiel in Einbeck, bei dessen Publikation die Struktur der ersten Göttinger Übersichten als Vorbild diente (Schütte 1984): Heege, Andreas: Einbeck im Mittelalter (Studien zur Einbecker Geschichte 17). Oldenburg 2002 – dort ohne Quellenangabe; Hans Georg Stephans iarmoyante Bemerkungen zur Konzeption und Arbeitsweise der Stadtarchäologie Göttingens Mitte der achtziger Jahre (im Katalog »Stadt im Wandel«, Braunschweig 1985, Bd. 3, 29 ff.) sind heute eher forschungsgeschichtlich zu verstehen und waren damals, als man sich noch um Kleinigkeiten stritt, wohl nicht in allen Fällen von rein sachlicher Erwägung geprägt.

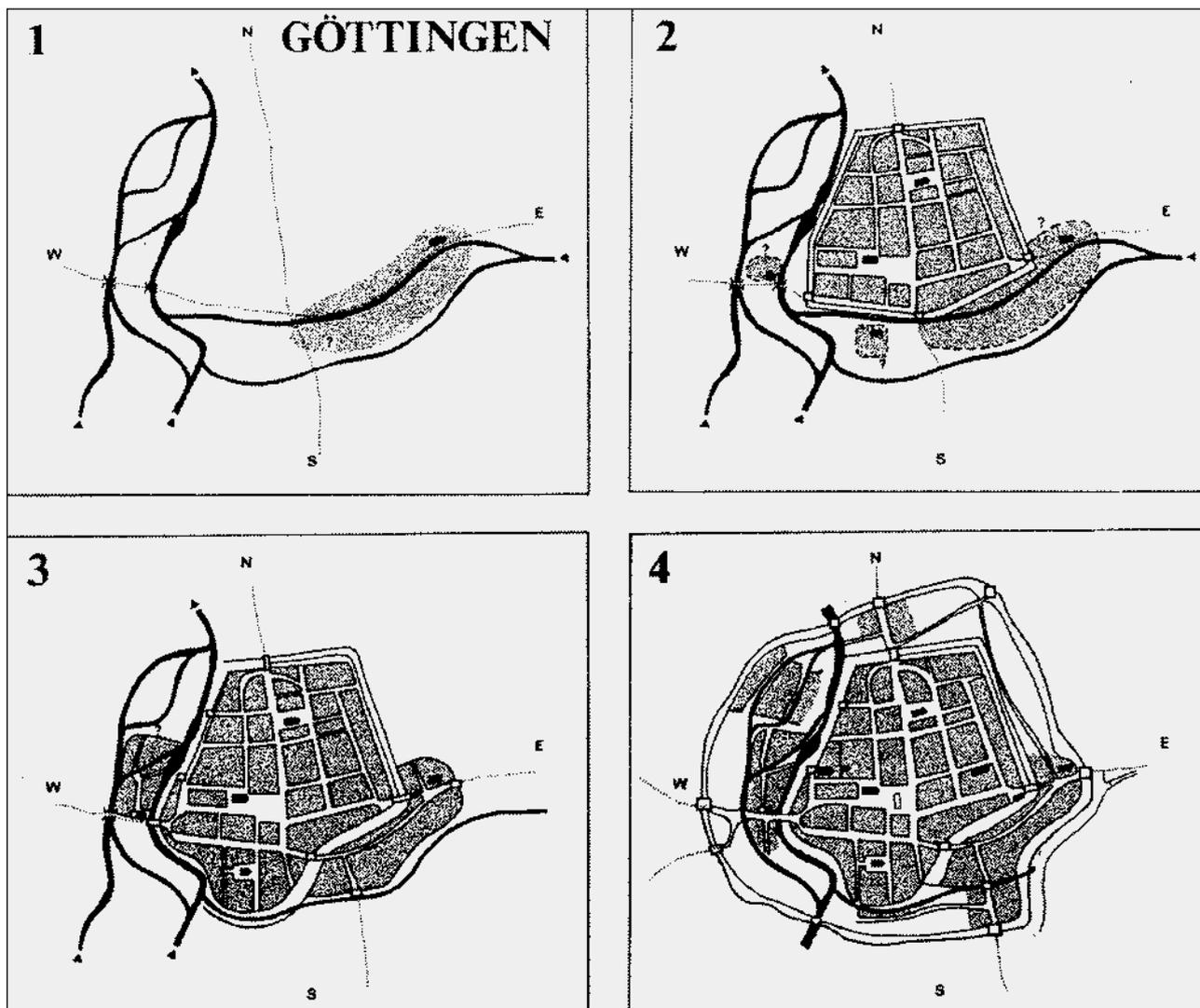


Abb. 1: Stadtentwicklung nach Schütte 1988

Abwesenheit von Geschichte. Archäologische Befunde werden immer wieder mit Hypothesen und Glaubensfragen gleichgesetzt und selbst naturwissenschaftlich gewonnene Daten mit Leichtigkeit als »Hypothese« beiseite gewischt. Mit Lust wurden dann Pläne gezeichnet, in denen es von Grenzen und Gräben wimmelt, auch wenn der archäologische Gegenbeweis längst angetreten wurde (siehe unten), oder Linien gleich gänzlich frei erfunden. Inzwischen sind Ergebnisse sogar wieder vom Vergessen bedroht, bestes Beispiel ist das dendrochronologisch auf ca. 1270 datierte Rathausdachwerk, das in einer Festschrift von 2003 (»1050 Jahre Göttingen«) bereits keine Erwähnung mehr findet, obwohl der bedeutende Befund unstrittig ist und publiziert vorliegt.

Und so mag Ludwig Falkensteins für Aachen formulierter Satz für Göttingen umformuliert werden: »... Bei der Erforschung der [Genese Göttingens] hat es deutlich an nüchterner Einsicht gefehlt, zwischen dem zu scheiden, was sich als sicher, als wahrscheinlich, als möglich und als unmöglich erweisen läßt ...« (Falkenstein 1970, 71). Zumindest für die Anfangsphase der Göttinger Archäologie muß der Verfasser sich selbstkritisch diesen Satz auch gefallen lassen.

Die ältere Forschungsgeschichte war zwangsläufig ausschließlich von der Lage der Schriftquellen geprägt, die auch als einzige zur Verfügung standen. Erst Otto Fahlbusch (1952) konnte sich schon einzelner archäologischer Quellen bedienen, ebenso Brandt/Last (1970) und Denecke (1979). Die Schule Herbert Jankuhns hatte sich, ebenso wie die verfassungsgeschichtliche Forschung der Historiker, der Pfalz Grona gewidmet und weniger der späteren Stadt. Dennoch waren immerhin

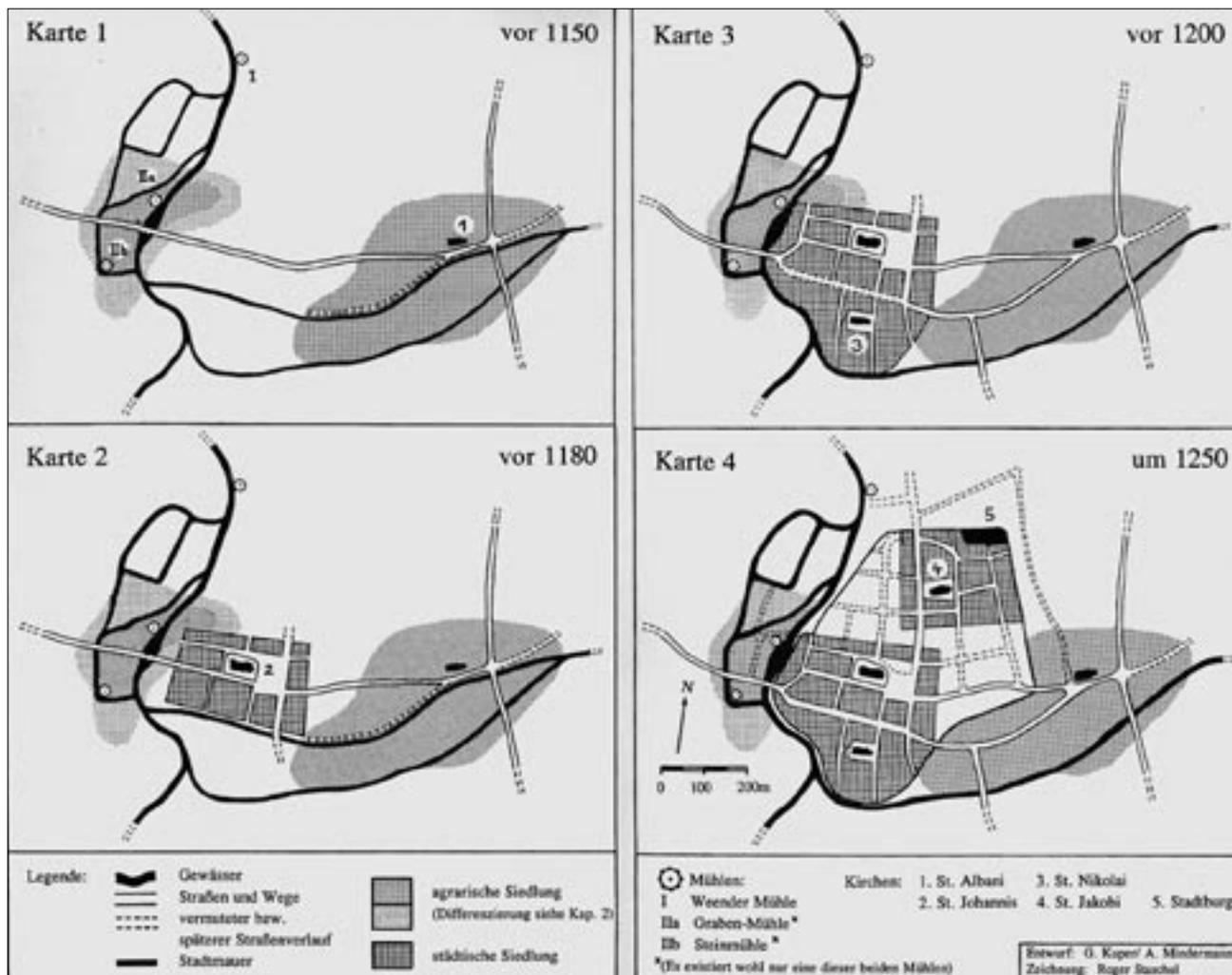


Abb. 2: Stadtentwicklung, nach Kuper/Mindermann 1991

dort Ansätze vorhanden, auch diese Fragen zu behandeln (Brandt/ Last 1970). Mit den ersten regelmäßigeren Grabungen kristallisierte sich recht früh der Wunsch heraus, etwas zur Stadtgenese zu erfahren. Die Fragen an die Stadtgeschichte aus Sicht der Archäologie waren dann vor 1984 (Schütte 1984) formuliert und ansatzweise bearbeitet. Im Lauf der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts kamen immer neue Erkenntnisse der Archäologie hinzu, die in immer neuen Aufsätzen (Schütte 1984, 1987a, 1987b, 1988a, 1988b, 1989, 1990) verarbeitet wurden. Die Historikerzunft reagierte einerseits mit Neugier, aber andererseits auch mit offensichtlichem Schrecken und schied Probleme ob der Fülle archäologischer Daten gerade nicht quellenkritisch. Das zeigen die Folgearbeiten zur Stadtentstehung der 90er Jahre. Dabei verunklärte sich bei allen nützlichen Bedenken und Ergänzungen das Bild ganz erheblich. Zur Archäologie nahmen ausschließlich Historiker und ein historischer Geograph Stellung.

Doch was war sicher, wahrscheinlich, möglich oder unmöglich?

Alle Fragen zu Entwicklung und Struktur, Gründung / nicht Gründung, sind abhängig von der Chronologie und dem Nachweis sicherer und wahrscheinlicher Daten. Dies wurde seit dem Ende der achtziger Jahre in der Diskussion weitgehend unberücksichtigt gelassen und statt dessen frei spekuliert. Der Fundus gesicherter Daten der Archäologie wurde nur steinbruchmäßig ausgebeutet und manche Diskussionsansätze sogleich ausgeblendet (siehe unten). Es kam, sieht man ab vom Max Planck-Institut für Geschichte und, in den frühen Jahren, Martin Last teilweise und H. Steenweg als klarer Ausnahme, nicht zur eingehenden persönlichen Diskussion.



Abb. 3: Aufteilung der Stadt, nach Nitz 1996

Die Frage der einheitlichen oder nicht einheitlichen ein- oder mehrkernigen Genese trat in der Literatur zunächst in den Vordergrund.

Fassen wir das Angebot zusammen:

1. Das einkernige Modell von Beuermann und Schütte (Geograph/Archäologe) mit der Stadterweiterung um St. Nikolai (ca. 1960/1982 f.) – (Abb. 1)
- gegen die mehrkernigen Modelle
2. von Otto Fahlbusch (Historiker/Archäologe) (1952) mit (in chronologischer Reihenfolge): a) Jacobi-Siedlung; b) Marktsiedlung St. Johannes; c) Nikolai-Siedlung;
 3. von Dietrich Denecke (Geograph) (1979) mit (in chronologischer Reihenfolge): a) Marktsiedlung St. Johannes; b) Jacobi-Siedlung; c) Nikolai-Siedlung
- und schließlich
4. von Hartmut Boockmann (Historiker) (1989) mit (in chronologischer Reihenfolge): a)/b) Jacobi- und Nikolaisiedlung zeitgleich; c) Marktsiedlung St. Johannes
 5. Gaby Kuper und Andreas Mindermann (Historiker, Boockmann-Schüler) formulierten 1991 daraus sechs Thesen, die das Bild erheblich differenzieren: zunächst besteht ein welfischer Wirtschaftshof im Bereich der Neustadt, dann kommen a) nach 1152 die Marktsiedlung St. Johannes; b) das Nikolai-Viertel; c) um 1200 die Stadtburg und die Jacobi-Siedlung (Abb. 2).
 6. Schließlich beschäftigte sich noch Hans-Jürgen Nitz (Geograph) 1996 mit dem Thema aus der Sicht des Geographen und unter Berücksichtigung des Vermessungsprozesses. Bei ihm vervielfältigt sich das Bild auf der Basis von Kuper und Mindermann weiter. Nun gibt es a) vor ca. 1180 die Marktsiedlung St. Johannes; aa) die Erweiterung von St. Johannes; b) ca. 1180 die Jacobi-Siedlung; bb) 1180 oder 1202 die Burgmannen-Siedlung neben St. Jacobi; c) die Nikolai-Siedlung mit cc) zwei späteren Erweiterungen.

Insgesamt sind also auf drei Haupt- und weiteren Nebenschauplätzen sieben Siedlungsareale in der Innenstadt, ohne Neustadt und Dorf, postuliert worden (Abb. 3).

Plebiszitär gesehen steht das »einkernige« Modell mit 2 : 5 miserabel da. Innerhalb der dreikernigen Modelle steht die Marktsiedlung St. Johannis mit 3 : 2, mit Troes Ausführungen von 1982 sogar 4 : 2, als Gewinner da, und der Verlierer ist der Heilige Jacobus, wenn auch knapp, unterlegen. Der Schönheitsfehler ist indes, dass sich stadthistorische Fragen nicht plebiszitär lösen lassen.

Alle Autoren haben sicher zu ihrer jeweiligen Zeit besten Wissens und Gewissens gearbeitet. Ihre Argumente sind, bis auf Schüttes Ausführungen, kaum archäologisch, sondern historisch mit Argumenten unterfüttert. Nitz allein gründet seine These auf Maßverhältnisse und geht als Einziger ganz konkret auf das Parzellar ein.

Seit dem Ende der achtziger Jahre bietet sich die Debatte auch emotionell aufgeladen dar (Boockmann, Kuper/Mindermann, Steenweg), denn Polemiken und unsubstantiierte Wertungen mischen sich zunehmend unter die bis dahin relativ sachlich geführte Debatte.

Boockmann replizierte zum Beispiel 1989 ohne nennenswerten wissenschaftlichen Apparat bereits im gleichen Band Schüttes Beitrag, weil ihm das Manuskript vorher zugänglich gemacht wurde. Seit 1989 kann von einem regelrechten Wissenschaftsstreit gesprochen werden. Auch wird seit dieser Zeit gern indirekt zitiert (Kuper/Mindermann) oder gar nicht (Boockmann, Steenweg). Einige Beispiele mögen das verdeutlichen: Kuper/Mindermann 1991 berufen sich auf frühe Funde in der Neustadt und zitieren Last 1987 (24 Fußnote 84). Dort findet man aber nur einen Verweis auf Schütte 1984, und dort steht zu frühen Funden westlich des Leinekanals schlicht: nichts. Das Zitat ist falsch. Für ein Frauenkloster geben die Autoren als Beleg die hohe Anzahl von Frauenskeletten bei St. Nikolai nach Schütte 1989, 29 an, doch dort steht indes wiederum: nichts (der Hinweis auf entsprechende Ossuarien fand sich tatsächlich bereits in Schütte 1987a, 305).

An zweiter Stelle wurde das Parzellar diskutiert und schließlich erst dann die Frage der Datierung. Aus letzterer resultiert die Frage nach dem Gründer.

Das Parzellar wurde von Schütte und Steenweg in quadratische, ca. 36 x 36 Meter messende »Großparzellen« eingeteilt, nachdem es archäologische und baugeschichtliche Hinweise auf eine solche Struktur zu geben schien. Die Beobachtung, dass sich geistlicher Besitz (zum Beispiel bei St. Johannis und St. Jacobi) als besonders stabil in besitzrechtlicher Hinsicht erwies, war mit ausschlaggebend; und die Tatsache, dass sich das Parzellar mehr oder minder gut in diese etwa quadratischen Blöcke teilen ließ (Steenweg 1984, 36, ohne jegliche Quellenangabe), gab begründeten Anlaß, hier zu forschen.

Boockmann lehnte die bloße Existenz dieser Grundstücke pauschal und ohne jede Begründung ab. Immerhin konzidierten Kuper und Mindermann deren Existenz, wenn auch als »uneinheitlich« ausgelegt. Nitz hingegen berechnete sie sehr genau und versuchte sogar Fußmaße zu identifizieren und damit auch ethnische Gruppen. Steenweg leitete aus der Analyse der Wordzinsregister erstmals 1984 und schließlich 1994 diese Struktur her. Hier steht die uneinheitliche Aufteilung der Stadt mit 1 : 4 gegen die Großparzellen schlecht da, was wiederum – a priori – eigentlich nichts besagen will.

Die Datierung des/der Grundrisse schließlich ist bei fast allen Autoren hypothetisch. Lediglich die archäologisch erschlossenen Daten gehen gesichert bis in die siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts zurück, bau- und kunstgeschichtliche Daten wahrscheinlich sogar bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Nach der Vorlage der Daten 1989 wurden sie von den Folgeautoren teils begründet, teils ganz unsubstantiiert den



Abb. 4: Marktviertel mit Befestigung, nach Nitz 1996

einzelnen Stadtteilen zugeordnet. Einig ist man ausnahmsweise darin, daß alle Teile der inneren Stadt »gegründet« wurden.

Doch wer war, wann, der Gründer? Zitieren wir die neueren Arbeiten:

- Troe plädierte 1984 für Heinrich den Löwen nach 1152.
- Stephan plädierte aufgrund eines dendrochronologisch datierten Baus, wohl einem Stallgebäude nahe St. Johannis für ca. 1174.
- Schütte 1989 auch für Heinrich den Löwen, lässt aber offen, ob nicht schon eine Winzenburger Beteiligung vorlag – Mitte 12. Jahrhundert (± 1152).
- Kuper und Mindermann legen den Beginn ebenfalls in die Zeit Heinrichs des Löwen, Teile jedoch erst in die Zeit der nachfolgenden Welfenherrscher.
- Nitz schließlich schließt sich weitgehend Kuper und Mindermann an und plädiert für eine eigene Marktbefestigung. Diese ist jedoch ausweislich der Befunde in der Zindelstraße und der Gotmarstraße nie vorhanden gewesen (Abb. 4).

Bemerkenswert ist, wie Historiker durch Ignorieren publizierter Befunde dann ihre Theorien »passend« machen. So werden die frühen, 1989 publizierten Funde der Burg (zum Beispiel Stamford-Ware) schlicht nicht zur Kenntnis genommen und einfach auf ältere Literatur verwiesen. So wurde auch konsequent die Nennung Göttinger Kaufleute in den Kölner Schreinskarten des 12. Jahrhunderts ausgeblendet und, gänzlich unberechtigt, in Zweifel gezogen (Fahlbusch 1952, 16). Die Nennung ist sicher auf Göttingen zu beziehen,³ hat aber den Schönheitsfehler, nicht in das restliche Bild zu passen, was spätere Bearbeiter dazu veranlaßte, die Quelle gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen. Dass im 12. Jahrhundert Prozesse keineswegs immer rational verlaufen, mag die Quelle zur Stadtvermessung (Stadtmauer) im Spätmittelalter am Tag des Heiligen Oswald belegen, die zumindest diskutiert werden muss, wenn man über »Gründung« redet.

Fassen wir zusammen: Was ist *sicher*, *wahrscheinlich*, *möglich* oder *unmöglich*?

Aus der Sicht der Schriftquellen ist *gesichert*:

- In der Mitte/2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gibt es Kaufleute, damit einen Handelsplatz ohne erkennbaren Charakter in Göttingen.
- Um 1200 gibt es ein Gemeinwesen mit *burgenses*, damit höchst wahrscheinlich eine Stadt im Rechtssinn, egal wie spitzfindig man die Quelle auslegt. Da
- um 1250 bereits eine Reparatur der Stadtmauer erfolgte, ist mit gewissem Vorlauf zu rechnen.

3 Hoeniger, Robert (Hrsg.): Kölner Schreinskarten des 12. Jahrhunderts, II.2 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 1). Bonn 1894, 47.

Aus der Sicht der Schriftquellen ist mit mehr direkter Information nicht zu rechnen, außer dass die Stadt zu dieser Zeit welfisch ist.

Aus der Sicht der Archäologie ist *gesichert*, dass Daten, die naturwissenschaftlich gewonnen wurden,

- bis in die siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts hinabreichen und einen Vorlauf unbekannter Dauer gehabt haben müssen.
- Der Fundstoff allgemein lässt sich grob in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datieren, wobei lediglich im Bereich der Burg, Stephans berechtigten Bedenken zur Keramikdatierung Rechnung tragend, etwas älter erscheinen.

Aus der Sicht der Historiker *wahrscheinlich* ist, daß Göttingen

- seit 1152 im welfischen Einflußgebiet Heinrichs des Löwen liegt, und daß sich seine Nachkommen auf ihn direkt oder indirekt berufen, wenn es um Stadtrechte geht. *Möglich* ist also sehr wohl, daß Heinrich der Löwe als »Gründer« infrage kommt.

Aus bauhistorischer Sicht ist es sehr *wahrscheinlich*, daß

- Bauplastik der Mitte des 12. Jahrhunderts in Göttingen vorkommt und dass die Baubefunde der Kirchen aufgrund der Reihung der Vorgängerbauten auch diesem Datum nähern. *Wahrscheinlich* ist auch, dass die Bauplastik, dezidiert entgegen anderer Ansicht, *nicht* sekundär verbaut ist, selbst wenn die Holzbauten darüber später datiert sind. Es ist also durchaus *möglich*, dass ausgerechnet der in allen Thesen erst »später« besiedelte Bereich der sozial höchststehenden Roten Straße unterhalb von St. Alban bereits auch in dieser Zeit erstbesiedelt wird (nicht allein deswegen). Dadurch aber wäre eine Siedlungsleere bis zum »geplanten Zusammenwachsen« der »Kerne« *unmöglich*.

Kartiert man im historisch durch Bauten, Keller und Grabung nachgewiesenen Plan des Mittelalters Parzellen, Flächen und Grundrisse, die orthogonal zueinander stehen, so ergeben sich mehrere Bereiche:

1. Der Burgbereich im Nordosten bis zur Nordgrenze der nördlichen Parzellenreihe der Speckstraße und begrenzt im Westen durch die Judenstraße;
2. Die östliche Hälfte der Stadt südlich der Burg bis zur Grenze zum alten Dorf, begrenzt im Osten durch die Mauer, im Westen durch eine irreguläre Linie etwa mittig zwischen Weender Straße und Judenstraße;
3. Der nordwestliche Bereich der Stadt, im Norden und Westen begrenzt von der Mauer, im Süden von einer ost-westlichen Linie in Höhe des ehem. Marstalls in der Gotmarstraße. Der Bereich zieht sich aber entlang der Weender Straße bis auf deren Westseite am Kornmarkt und nördlich davon unregelmäßig bis zum Nordende der Weender Straße zwischen Judenstraße und Weender, abgesehen vom Jacobikirchhof.
4. Der Bereich entlang der Groner Straße im Süden bis zu einer Linie in etwa vom Kreuzgang des Dominikanerklosters im Westen bis zur Weender Straße etwa in Höhe der Nr. 17.
5. Markt, Markt und Marktviertel und Teile von St. Nikolai sind gleich orthogonal in den Parzellen ausgerichtet.

Diese Flächen uniformer Orthogonalität sind in sich recht homogen, aber grundsätzlich unabhängig vom Straßenverlauf. Sie überschneiden sich oder grenzen dergestalt aneinander, dass man ausschließen kann, dass es sich dabei um die genannten Wachstumskerne handelt, dass sie also keine »genetischen« Grenzen primär widerspiegeln können.

Dennoch gibt es sie, so dass wahrscheinlich ein einheitlicher Vermessungsprozess jedem der unregelmäßigen Bereiche individuell zugrunde liegt. Daher ergibt sich der in etwa fünfeckige Grundriss der

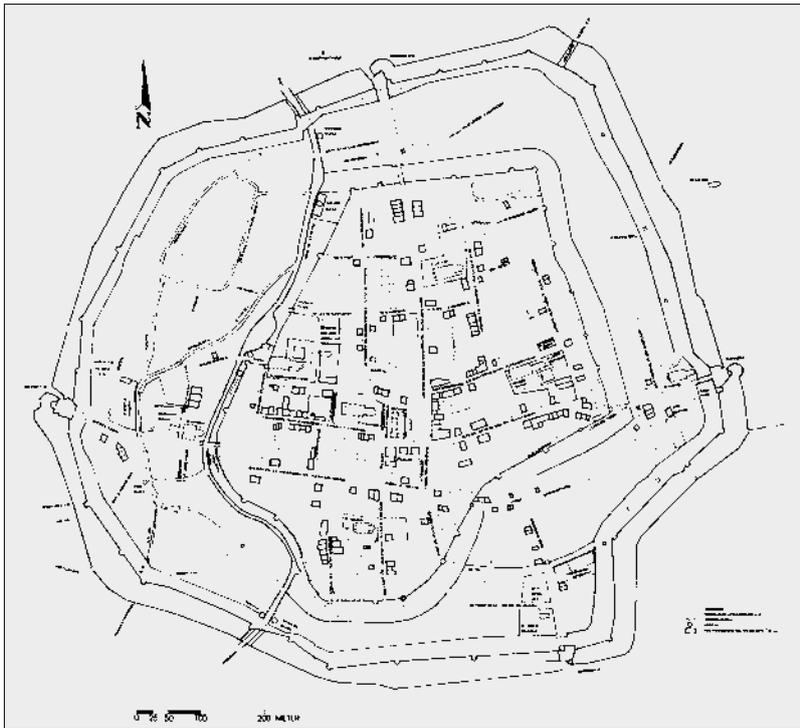


Abb. 5: Die Stadt Göttingen um 1500/1530 (nach Schütte 1989)

Kernstadt, der nicht aus dem Reich der Theorie stammt. Warum dies so ist, also »regelmäßig-unregelmäßig«, bedarf noch eingehender Untersuchung, zeigt aber, dass es *wahrscheinlich* kompliziertere Planungsprozesse gab.

Die historische Argumentation in Bezug auf einen welfischen Wirtschaftshof von Kuper und Mindermann wird man als *möglich* folgen können. Sehr frühe Keramik (10./11. Jahrhundert) und einzelne frühe Daten im Bereich der »Waselerborch« in der Neustadt legen das nahe, doch liegt hier ein »blinder Fleck« der Archäologie, der frühzeitig zerstört wurde.

Es ist also heute bekannt, dass Göttingens Geschichte *gesichert* bis weit in das 12. Jahrhundert reicht – ein Ergebnis von Archäologie und Baugeschichte. Es ist daher aus historischer Sicht eher *wahrscheinlich*, dass die Entstehung bis in die Zeit Heinrichs des Löwen zurückreicht. Die Strukturanalyse jeglicher Art zeigt so viel Regelmäßigkeit (Abb. 5), dass sehr wahrscheinlich von einem intentionellen Gründungsprozess gesprochen werden kann bei dem aber, bei aller *möglichen* Schwerpunktsetzung (Burg / Markt etc.) derzeit nicht beweisbar ist, dass es mehrere unabhängige Kerne gab und keinen Prozess in einem Zug – wie lange dieser Prozess auch gedauert haben mag. Aus Sicht der Archäologie sind Separatgründungen nicht zu erkennen und aus Sicht der Historiker nicht zu beweisen oder *wahrscheinlich* zu machen. Zweifellos wäre das erste Ziel das, eine gemeinsame Sprache zwischen Disziplinen zu finden⁴ und erst dann ein verfeinertes Bild zu entwerfen, vor allem aber zu kommunizieren – zumindest das sollte nicht *unmöglich* sein!

4 Ansätze hierzu bei Czichelski, Martin: Die Gründung der Stadt Münden unter dem Einfluß der Welfen. Eine Interdisziplinäre Betrachtung der wissenschaftlichen Forschung (Sydekum-Schriften zur Geschichte der Stadt Münden 33). Göttingen 2002, und hierzu die Rezension von Nathalie Kruppa, in: Concilium medii aevi 6, 2003, 1015–1020

*Auswahlbibliographie zur Stadtgenese
Göttingens (chronologisch)*

- 1952: Fahlbuch, Otto: Die Topographie der Stadt Göttingen (Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens 21). Göttingen 1952.
- 1960: Beuermann, Arnold: Zur Topographie der Göttinger Innenstadt; in: Berichte zur Deutschen Landeskunde 26, 1960, 93–126.
- 1970: Brandt, Klaus/Last, Martin: Zur Frühgeschichte Göttingens; in: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 6, 1970, 191–217.
- 1979: Denecke, Dietrich: Göttingen. Materialien zur historischen Stadtgeographie und zur Stadtplanung (Göttingen, Planung und Aufbau 17). Göttingen 1979.
- 1982: Troe, Heinrich: Die Anfänge und die Entwicklung Göttingens insbesondere des topographischen Stadtbildes bis etwa 1400; in: Göttinger Jahrbuch 30, 1982, 43–91.
- 1984: Schütte, Sven: Das Gründungssystem Göttingens; in: ders. (Hrsg.): 5 Jahre Stadtarchäologie, Das neue Bild des alten Göttingen. Göttingen 1984, 11 f.
- 1984: Stephan, Hans-Georg: Gedanken und Befunde zur Problematik der archäologischen Datierung von hochmittelalterlichen Stadtgründungen am Beispiel von Göttingen; in: Göttinger Jahrbuch 32, 1984, 41–55.
- 1987a: Schütte, Sven: Zur frühesten Stadtbefestigung Göttingens und zur mittelalterlichen Geschichte der Groner Straße; in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 56, 1987, 279–310.
- 1987a: Last, Martin (†): Das grundherrliche Gefüge im Bereich der Stadt Göttingen und seine Bedeutung für die Gliederung und Entwicklung der Stadt; in: Denecke, Dietrich/Kühn, Helga-Maria (Hrsg.): Göttingen, Geschichte einer Universitätsstadt, 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Göttingen 1987, 51–69.
- 1987b: Last, Martin (†): Die Topographie der Stadt vom 13. bis zum 16. Jahrhundert; in: ebenda, 70–106.
- 1987b: Schütte, Sven: Kulturgeschichtliche Befunde und Funde aus dem hoch- und spätmittelalterlichen Göttingen und der Frühneuzeit; in: ebenda, 392–422.
- 1988a: Schütte, Sven: Frühgeschichte der Stadt Göttingen; in: Grote, Klaus/Schütte, Sven (Bearb.): Stadt und Landkreis Göttingen (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 17). Stuttgart 1988, 94–114.
- 1988b: Schütte, Sven: Bebauungsstruktur und Sozialtopographie im spätmittelalterlichen Göttingen; in: Bedal, Konrad (Hrsg.): Hausbau im Mittelalter III (Jahrbuch für Hausforschung, Sonderband). Sobernheim 1988, 171–220.
- 1989: Schütte, Sven: Aspekte zur Frühgeschichte der Stadt Göttingen; in: Göttinger Jahrbuch 37, 1989, 19–34.
- 1989: Boockmann, Hartmut: Erwägungen über die Anfänge der Stadt Göttingen; in: Göttinger Jahrbuch 37, 1989, 35–42.
- 1990: Schütte, Sven: Die Entwicklung der Gebäude- und Parzellenstruktur im hoch- und spätmittelalterlichen Göttingen; in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 20, 1990, 119–137.
- 1991: Kuper, Gaby/Mindermann, Andreas: Die Frühgeschichte der Stadt Göttingen – Sechs neue Thesen zu einem alten Problem; in: Göttinger Jahrbuch 39, 1991, 13–45.
- 1994: Steenweg, Helge: Göttingen um 1400. Sozialstruktur und Sozialtopographie einer mittelalterlichen Stadt (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 33). Bielefeld 1994.
- 1996: Nitz, Hans-Jürgen: Mittelalterliche Stadtplanung in Göttingen. Metrologische Grundrißanalyse als Beitrag der historischen Siedlungsgeographie zur Rekonstruktion der Stadtgenese; in: Göttinger Jahrbuch 44, 1996, 61–92.